

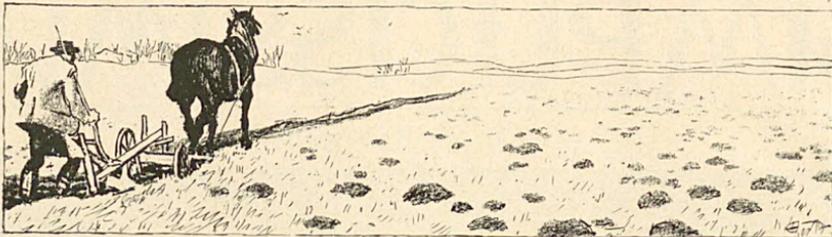
SIMPLICISSIMUS

Ostern im Saargebiet

(E. Schilling)



„Fi donc, mein Propagandageschrei hat ja merkwürdige Früchte getragen!“



Um Ostern / von Dr. O. W. G. L. A. G.

Ein blauer Morgen, Dunst vom Fluß herauf,
Und hinterm Haus im Wiesengarten,
wie Gräber, die der Auferstehung warten,
die Mantelfürsüßgel, Hauf an Hauf.

Wird's hier erst wach,
wenn hell die himmlischen Posaunen blafen?
... So hilf doch nach,
komm' mit dem Rechen den zerwühlten Äpfeln!

Sieh: was verbrag sich heimlich drunter
und reckt das Haupt
und hofft und liebt und glaubt?
... Das dottergelbe Krotfusswunder!

Der Tod

E. Th. A. Hoffmanns 1822

Von Edmund Hoehne

Da lag er auf dem Bett mit geschwollenen
Beinen, sich zuckend, matt, febrig. Was für
eine Krankheit war das? Was nützte es,
die medizinische Fachbezeichnung dafür
zu wissen, die der gelehrte Feld-, Wald-
und Wiesenarzt dafür hervordoktorierte? Wo
ist der Serapionsbruder? Der wußte, daß
dies Leiden des Körpers aus der Seele
kommt, der hätte die magnetische Kraft
eines klugen Satzes, den Schmerz zurück-
zudämmen. O wilde Welt!

„Ich soll nicht soviele trinken? Punsch, Tür-
kenblut, Bordeaux? Ist das alles, was du
weißst, Esel? Mischa, braves Weib, Körper-
glück der öden Nächte zu Plozk, braue
mir Punsch. Unser Kindchen ist tot, die
süße, kleine Cäcilie. Auch Julia ist tot;
zwar lebt sie noch irgendwo, vielleicht bei
der würdigen Frau Mama — Verzeihung,
Hochwohlgebornen die Frau Konsul — aber
von ihren Schmetterlingsflügeln ist aller
Schmelz gestreift; starr und leblos steckt
sie auf der Nadel im Familienkasten: Lepi-
doptera, Julia ocell, Himmelsfalter, nur
noch ein verstaubtes Gerüst ohne Seele.
Die sog ein häßlicher Vampir aus Kauf-
mann aus Hamburg, tüchtig an der Börse
und im Bordell, Schmetterlings- und Sekt-
korkensammler. O wilde Welt! Meine
Seelenbraut wurde aus Geld ver-
schachtet.“

Du weißt kaum etwas von Julia, Mischa,
oder bist so klug, nichts von ihr wissen zu
wollen. Meine Geschichten verstehst du
nicht recht, nur die Honorare sind dir an-
genehm; du hochst bei Tante Anuschka
aus Warschau, schwätzt polnisch, trinkt
Kaffee, probiert ein Krakauer Schnäp-
schen, summt: „Noch ist Polen nicht ver-
loren —“ Macht nichts! Blättere auch ruhig
im Tagebuch, da stehn Bildzeichen, das
Schmetterlingszeichen ist Julia — die
tolle Wünsche nach Mädchenjahren, die
kaum fünfzehn Lenze wuchsen, stehn auf
griechisch da, und du verstehst kaum
Deutsch. Brau mir Punsch, Mischa; das
ist die beste Medizin. Behalte dein
Warschau — laß mir meine Heimat!
Aber wer ist eigentlich Julia? Jones Bam-
berger Kind, hold, süß, ein ganz klein
bibelisch lüstern? Meinte ich? Ist sie
nicht nur der Schatten eines forthuschen-
den Himmelsgeistes, dem ich vielleicht,
vielleicht einmal nahe war? Macht nichts,
träumte ich doch ein Weichen zu Füßen
eines Schattens.

Was gab das Leben sonst? Akten, Akten,
müßigkeits Künstertum, ein bibelichen
Musik, ein bibelichen Gezeichne und wieder
Akten, Prozesse, Formulare, ehrenwerter
Herr Kammergerichtsrat Hoffmann zu Ber-
lin in enger, enger Gebundenheit!

Bitte sehr, seien Sie korrekt, verehrter
Herr! Sie sind es eigentlich gar nicht. Sie
sind zur Disposition gestellt, es schwebt
ein Disziplinarverfahren gegen Sie, Ihr
höchster Vorgesetzter, der Herr von
Kampitz, ist Ihnen gar nicht grün, möchte
Sie aus dem Dienst jagen.

Das fing an mit dem Schreiben der Unter-
suchungskommission, welcher er angehörte,
in dem man sein Amt zur Verfügung stellte,
weil man im Verhalten der angeklagten
Studenten manchmal jugendlichem Über-
schwung, aber niemals Hochverrat finden
könnte. Tapfere Kerle, die mitunterzei-
chenden Kollegen! Dies gemeinsame Schrei-
ben macht sie zu Künstlern. Da sagte
auch Devrient, der muß es wissen. Denn
Kunst ist Form und höhere Wahrheit. End-
lose Kommissionstagungen verdrängten
sich zu dem Memorandum: Die Studenten
sind unschuldig — und wenn wir aus Amt
und Brot gehen müssen!

Es ist nicht leicht, ohne Amt und Brot zu
sein. Als Warschau von den Franzosen be-
setzt wurde, als man in Berlin herum-
hungerte, weil Preußen kaum die Beam-
ten der Kernlande besolden konnte, würgte
das Elend auch die Kunst tot. Lügt nicht
von der Nachtigall, die nur sänge, wenn
sie ohne Nahrung blieb, und schwiege,
wenn sie satt ist. Not ist gleich Tod!

Und dennoch! Welcher Jurist hätte nicht
vermocht, getreu nach den Paragraphen
eine Schuld der Studenten, wie's behörd-
lichen Wünschen entsprach, zusammenzu-
stellen? Man hatte die Verbrecher; das
Verbrechen, das noch fehlte, ließ sich
schon hinzufinden.

Aber nein! Da standen die Namen trockner
Juristen, pedantischer Beamten, tadelloser
Bürger, unter ihnen der kanzleigerichte
Zug; Hoffmann. Diese gemeinsame Dich-
tung wird in der deutschen Literatur blei-
ben, selbst wenn der „Gespensterhoff-
mann“ samt dem Goldenen Topf, Prinzessin
Brambilla, Klein-Zaches, Meister Floh ver-
gessen wird. Die Spanier sagen schon
heute ehrfürchtvoll: „Goethe und Hoff-
mann“ und nicht: „Goethe und Schiller“.
Bedenken sie von deutscher Dichtung. Aber
dies Memorandum ist deutsches Gesamt-
schaffen, Poesie zu vielen, kollektive
Kunst, Nationaldichtung.

Meister Floh — ja, ja. Endlich ist dies
letzte komische Märchen, voll vom Wieder-
hall aus Schelling und Schubert, doch noch

gedruckt. Aber die Sache mit Knarrpanti
mußte heraus. Knarrpanti ist natürlich doch
der Herr von Kampitz; irgendwem Spürhund
hat ein weinseliges Dichterwort aus dem
Rotsponkeller von Lutter und Wegner ins
Justizministerium getragen; da hilft kein
Hippel, kein Hardenberg, keine Verteidi-
gungsschrift, keine Dichtermaske.

Was wollten die Studenten? Der Narr
Sand hat den eiteln Kotzeube ermodert.
Wollten deshalb alle Studenten alle preu-
ßischen Beamten vom Landrat aufwärts
ermorden? Sie wollten Deutschland, das
große, einige Deutschland, die Nation des
Volkes, nicht den papierenen Bund der
Fürsten, wollten die Tugend, Reinheit, Kraft
der geeinten Stämme. Ist dieser ihr Traum
von erneuerten Reich nicht ein neuer
Schritt der Gottheit, die alles irdische
durchdringt, näher heran zu sich selbst?
Traum, der einst Wesen wird? Logos, der
sich zu irdischer Gestalt kristallisiert?
Denn Volk und Nation ist ein Teil von
Gott.

Wer will das wissen? Wer sich anmaßen,
den Logos im Busen zu tragen? Aber
gibt es keinen Wegweiser zur höheren
Zukunft? Doch: die Wahrheit! Die unbe-
irrte juristische Wahrheit. Ablehnung
aller Zusammensteller von Ausdrücken.
Brief- und Tagebuchzahlen, trotz aller
Sampelzuden, aller Schmeißelbefehle der
Staatsraison.

Knarrpanti zitiert aus einem beschlag-
nahmen Tagebuch: „Heute war ich leider
mordfaul.“ Die Silbe mord hätte er drei-
mal unterstrichen. Er fragte an, ob je-
mand wohl je eine verbrecherische
Gesinnung an den Tag gelegt habe, als
wenn man bedauere, heute aus Faulheit
nicht gemordet zu haben...?

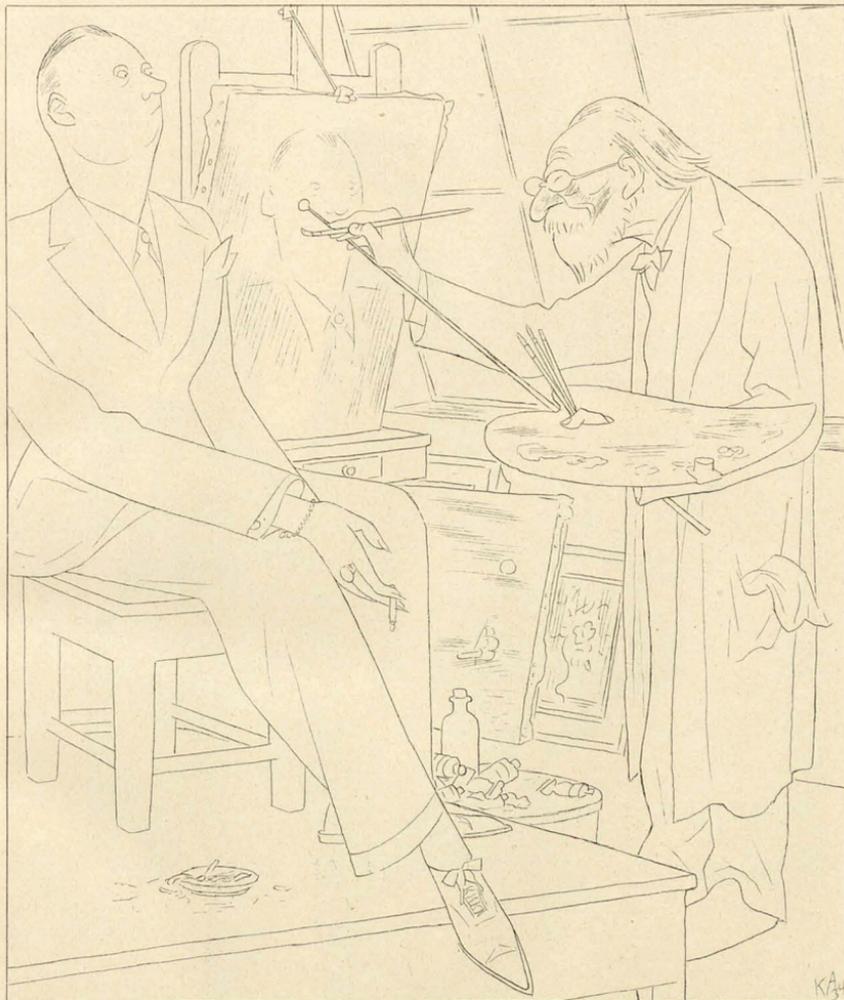
O Wahrheit, du Dienerin Gottes! O du
trockenes Memorandum aufrechter Kame-
raden, du gewaltige Hymne, wie sie nur
je da Ohr des Kapellmeisters Kreisler-
Hoffmann aus den Sphären ertauscht hat.
O du großer Nationalgesang Deutschlands:
Wahrheit! Du letzte hohe Singebenge-
vermischter Enge.

Das Disziplinarverfahren schwebt weiter.
Vielleicht heißt es wieder hungern. Macht
nichts! Mischa, schreib: An alle guten
Freunde, die zu mir hielten, ich kann's
nicht mehr, die Ohnmachten krallen wieder
über meine Finger, nach mir, ich werde auch
tröste dich, den Verleger um Geld bitten —
ich habe Herzstücke, denn mein Schmerz
kommt von Herzleid.

Ein Schmetterling kommt? Er will mich
tragen? Julia? Ein Punschglas? Nein, ein
Kokalt — Reineit — Wahrheit. ...
Himmelsgeist — Gott —“

Ein Hundertzehnprozentiger

(Karl Arnold)



„Natürlich bin ich erst knapp ein Jahr bei der Partei, aber Sie müssen doch zugeben, daß während dieser Zeit ungeheuer viel geleistet wurde!“

Höflicher Brief an einen Literaten

*Es läßt so wenig sich mit Worten sagen!
Und wär' ich selbst der höchsten Sprachkunst Meister,
So fänd' ich nirgends Ohr doch und Verständnis.
Aus diesem Grunde, kläglichster der Geister,
Bleibt ewig unbekannt dir mein Bekenntnis.*

*Wärd' ich dir eines in die Zähne schlagen
Und einen Tritt dir geben ins Genick,
O du verstündest mich im Augenblick!
So aber wirst du niemals mich verstehen.
Leb wohl, mein Herr, auf Nimmerwiederschen!*

Hermann Hesse

Gangster parisien

(E. Thöny)



„Komme gleich wieder, ma chérie, habe nur ein wichtiges Dokument zu erledigen.“

Verspruch / Von Maria Daut

Bald werden, wenn ich das Fenster öffne,
Wiesen und Acker dem Blick sich breiten:
Grünende Winterfaat, zart und einzeltstehend noch
wie die Haare des Säuglings,
und das grellere Grün des Grafes,
das sich fröhlich hebt überall
aus dem braunen Schopfe des Vorjahres.

Aufwärts schwingt sich das Land, hinüber zum Wald,
in dem die Tannen noch dunkel und winterlich stehn,
und darüber wölbt sich der Vorfrühlingshimmel,
mit Wolken, die tief herunter zur Erde wehn . . .

O Seligkeit des aufsteigenden Jahres,
der wachsenden Kräfte,
der endlichen Freiheit:
Wie will ich dich in demütigen Jubel tragen!
Bald,
bald werden, wenn ich das Fenster öffne,
Gottes alltägliche Wunder dem Blick sich breiten . . .

Duell der Goldsucher

Von Hermann Stahl

Zur Zeit der Frühjahrschmelze, wenn graue Wolken tief im Westwind gehen, brach die Gesellschaft auf. Es war eine stattliche Zahl von Neulingen unter den Goldsuchern. Sie folgten dem Lauf des Flusses nach Norden, nach Klondike. Schweißend ruderten sie die schwerbeladenen Boote flußaufwärts.

An den Abenden rastete der Trupp am Ufer des Flusses. Die Schlafsäcke von Renttierfellen wurden neben die prasselnden Feuer gelegt, die gegen den Wind geschützt waren. Die Rastenden tauten die steifgefrorenen Mokassins an den Feuern und steckten sie zum Trocknen in die Schlafsäcke; die Revolver lösten sie vom Gürtel. Nachts weinten zuweilen Kinder von Mischlingen. Ein Drei wurde den jämmerlich kreischenden bereitet aus Zucker, Mehl und gewärmtem Wasser.

Percy Mohale war einer der stärksten Männer der Gruppe, er war geboren in einer Robbenfängerhütte am Großen Sklavensee. Er galt als einer der Führer dieses Zuges, dem sich unterwegs Nic Martinson angeschlossen hatte. Nic war bekannt als einer der verwegenen Schlitzenführer des Nordens. Percy sah ihn mit scheelen Blicken an. Es hieß unter denen, die lange im Land waren, daß vor Jahren ein Kampf um einen herrenlosen Claim zwischen den beiden gewesen sei. Sie gingen sich aus dem Wege, wo sie konnten. Nachts, wenn sie lagerten, mied Nic das Feuer, an dem Percy saß, nie lagen ihre Schlafsäcke nah beieinander.

Es verging der nördliche Sommer. Die Gruppe gelangte zum Großen See. Hudsonsbahnde wurden gekauft zum Schlitzenziehen. In den Stromschnellen des Mackenzie war das Vorwärtskommen der Boote gefährlich; schon murrtten Neulinge. Viele desertierten und suchten den Rückweg. Weit im Norden waren die Goldfelder von Klondike.

Die Gruppe erreichte die Bucht des Eismees und fuhr entlang den Ufern zur Mündung des Peel-Flusses. Sie ruderten gegen die

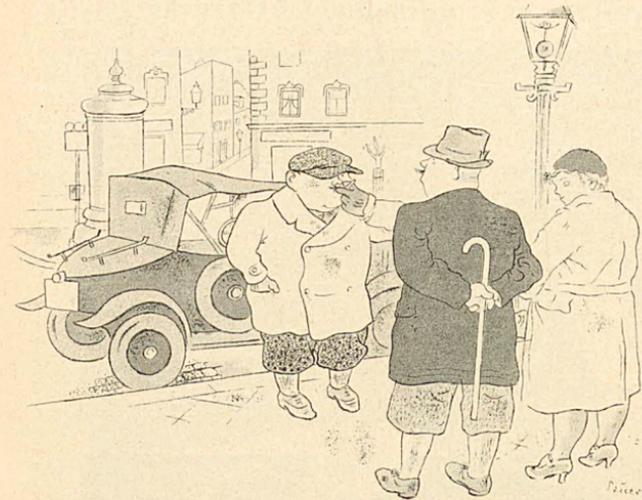
(Schluß auf Seite 6)



Eierpicken. „Also, die zerbrochene Schale muß warten, die harte Schale heiratet zuerst.“ — „Dös liegt ja nôt an dem, Fräulein. Wos woäß denn a Henn' am Hintern vom Glück?“

Glückliches Zusammentreffen

(Jos. Sauer)



„Jut, daß ick dir treffe, Justav, mir fehlen die fehlen mir jerade für Schuhsohlen.“

„jerade zwö Em für Benzin!“ — „Bedauer,

Duell der Goldsucher

(Schluß von Seite 6)

Mündung; das eisige Wasser troff von ihren Kleidern, ihre Hände und Lippen blühten. Da die Schar zusammengeschnitten war, kamen Percy und Nic einander näher. Der Groll in Percy wuchs, je weniger Tadel er am Benehmen Nics finden konnte. Geretzt ging er um den Gefährten herum, dessen Gleichmütigkeit er als Hohn empfand. Nic lächelte.

Die Arbeit, den Peel-Fluß bis zu seiner Quelle zu durchdringen, nähmte alle Kräfte in Anspruch. Der Fluß wurde eng und rießend zwischen glasigten Eisstürzen; das Donnern der Wogen brach sich in der Schlucht. Hart rudern brachten die Männer die Boote vorwärts. Percy führte das erste Boot, es war das schwerste. Seine beiden Indianer arbeiteten fieberhaft; das Boot war mitten in einem Wirbel. Wasser plätzte eisig über die Reling. Das Boot tauchte, kam wieder auf, Percy schöpfte Wasser mit einem großen Ledereimer, die Indianer ruderten mit letzter Anstrengung — jetzt hatten sie das Boot über die Mitte des Wirbels hinweggearbeitet, es tauchte mit dem Bug tief in das Wasser; Percy warf sich achtern zurück, um das Gewicht auszugleichen, die Spitze kam wieder hoch. Da schoß das Boot, nun plötzlich backward vom Wirbel ergriffen, mit rasender Schnelligkeit gegen eine spitze in das Wasser stoßende Felsklippe. Die Indianer ließen die Ruder fahren und stießen schielle Schreckrufe aus; Percy duckte sich dem Fels entgegen und fing, indem er die Hände ausstreckte, den gewaltigen Anprall ab. Die Ruder splitterten wie Halme, das Boot schingerte und lag dann hart am Fels, knirschend rieben sich seine Wände am Stein. Die folgenden Boote waren in ein Stocken gekommen, sie hielten eng geschlossen unterhalb des großen Wirbels. Fluchend war Percy an Land gesprungen; die Indianer befehlen sich, das Boot zu vertauen. Percy kletterte über die Uferwand zu den wartenden Booten. — „Wir müssen an Land bis über die Wirbel“, schrie Percy im Donnern des Wassers. Die Männer standen unerschrocken. „Wollt ihr eure Boote verlieren?“ brüllte Percy und wartete, bis nun die Männer vorsichtig das Ufer anstarrten.

Nic hielt noch mitten im Fluß. Percy sah, wie er auf seine Indianer einsprach. Nun machten sie Mienen als einzige weiterzurufen. „Hört ihr nicht, was ich euch sage“, schrie Percy. Nic warf ihm über die Schulter einen kurzen Blick zu. Aufgeregt startete die Gruppe zu Nics Boot, das nun über den Wirbel zueilte; man sah nur die geduckten Nacken und schwer ziehenden Arme der Rudern. Jetzt war das Boot im Wirbel, es stieß hoch wie ein scheues Pferd, sekundlang sah man nur die Ruder im Gesicht tauschen. Aber das Boot schloß sich. Nic schöpfte mit zwei Eimern das Wasser,

die Indianer schlugen die Ruder, mitten im Wirbel lag das Boot wie festgekittet in seinen Zütern, nun bekam es plötzlich Fahrt, Nic schrie den Indianern etwas zu, zu dritt ruderten sie, da — die Spitze des Bootes hatte den Wirbel durchschritten. Nic stürzte nach vorn und ruderte auf dem Bauch liegend, die Indianer beugten sich zurück — drei, vier Ruderschläge noch, und dann schoß das Boot frei aus dem Wirbel. Es trieb nun leicht backward gegen die Strömung, die Gefahr war noch nicht überwunden, aber nun griffen die Männer im Boot wie Teufel in die Ruder, und dann lag das Boot gut bei schwerem Rudern gegen die Strömung. Die Gruppe kletterte am Ufer voran, zu Nics Boot hin, das vorsichtig das Ufer ansteuerte. Nic stand im Boot und sah grinsend zurück auf den Wirbel. Percy sprang ihr geradwärts zu seinen Indianern, die ängstlich im Boot hockten. Percy brüllte heiser ihnen Beschimpfungen ins Gesicht. Sie beteuerten jammerrnd ihre Unschuld. Nic war unterdessen Nacht geworden, eine der stillen Nordnächte; an Weiterfahrt war nicht mehr zu denken.

Finster hockte Percy am rasch entzündeten Feuer, das schwelend knisterte. Wind schlug gegen die Schutzwand. Manchmal gab es wütendes Gebell unter den Hundegruppen, Männer mit Knüppeln rangen fluchend dazwischen, das Geheul erstarb in einem Winseln. Lachend saß Nic an seinem Feuer, taute Stücke gefrorenen Speckes, den er mit ungeäuertem Brot aß. Eine Gruppe hatte sich um ihn gebildet, er war der Held des aufregenden Erlebnis, das in der kargen Einsamkeit des Yukonlandes willkommenes Ablenkung bedeutete. Percy fühlte, daß er etwas unternehmen mußte, um wieder Mittelpunkt der Gruppe zu werden. Er stand auf, wickelte die Beine aus dem Schlafsack und ging langsam zur Gruppe hinüber. Seine beiden Indianer schürten sein Feuer. Die Gruppe verstummte bei seinem Kommen. Nic starrte gleichgültig in das Feuer, seine Hand lag auf dem Feuer. Er meinte, starrte in das Feuer; alle Augen waren starr auf ihn gerichtet. „Kinder schauen Männern zu und plötzlich gerät ihnen einmal etwas“, sagte Percy. Alle verstanden die Anspielung. Nic starrte unbetitelt in das Feuer. Percy wartete. Niemand sagte ein Wort. „Wagt nicht aufzusehen, der Feigling, jetzt, da wir an Land sind“, schrie Percy, der die Beherrschung verlor. Ein knapper Knall durchschlug die Luft. Percy griff zu seinem Hut, er war durchlöchert. Nic hatte kaum die Hand vom Gürtel gehoben. „Seufzt“, schrie Percy und stürzte auf Nic zu. Mit einem Satz sprang Nic über das Feuer, beide standen sich gegenüber. Sie waren in diesem Augenblick bereit, bis zur Vernichtung aneinander zu kämpfen. Die Gruppe hielt den Atem an. Gleichzeitig griffen beide zum Gürtel. „Laßt Re-

volver und Messer weg, wir sind auf Reise“, rief einer der Männer vom Feuer.

Es war Percy, der blitzschnell den ersten Schlag gegen Nics Kinn führte. Sie schlugen sich rasend. Hieb fiel auf Hieb. Schon rann Blut aus Percys Nase, während Nic mit der Linken sein verwundenes Auge schützte. engem Kreis stand die Gruppe um die Kämpfenden, keiner wagte einen Zuruf. Schwer fielen die Schläge; keuchend, ohne ein Wort zu sprechen, stürzten die beiden immer wieder gegeneinander die. Reivoller klapperten im Anprall, doch keiner der Männer dachte daran, die Waffe zu gebrauchen. Percy schlug Nic einen schweren Schlag ins Gesicht gegen Percys Kehle. Percy wankte und holte dann röhnend zum Gegenschlag aus, blitzschnell erwiderte Nic. Beide waren gefurcht als harte Kämpfer, doch nicht ohne einen gewissen Reiz, so viel Kraft zugetraut. Ihre Gesichter klebten von Blut. Nic taumelte, beinahe gänzlich der Sicht beraubt, auch Percys Augen waren blau verschleimt. Wieder und wieder stürzten sie gegen einander, keiner wollte weichen bis zur völligen Ermattung. Schwächer und langsamer fielen die Schläge. Nics Augenblick blieb Nics Arm auf Percys Schulter gelehnt. Nics Knie gaben nach. Percy versuchte schwankend, freizukommen. Dann sanken beide gleichzeitig zu Boden.

In die Gruppe kam. Nics schliefte die die beiden zu ihren Feuern, wusch ihre Gesichter mit gewärmtem Wasser und schmierte Talg auf die geschundenen Stellen. Nic hatte einen großen Fetzen Haut über dem linken Auge verloren, blinzelte mühsam aus geschwellenen Lidern, und seine Lippe war zu formlosen Klumpen geschwellen; Percys Zunge fuhr oft über die Lücke in der Zahnreihe des Oberkiefers, und sein schwaches Ohr war blutend; seine Indianer verbanden es dick. Nic und Percy saßen an ihren Feuern. Ein Indianer legte neue Äste auf den Brand. Die Gruppe war nun im Schlaf. Nics Schlaf sack gelehrt. Friedlich lagen die Hunde, zu bereiften Bündeln gekrümmt, eng beieinander. Schwerfällig stand Percy auf, langsam ging er zu Nics Feuer. Nic hob den Kopf. „Siehst hübsch aus“, knurrte Percy. „Vor Nic stehend, „bist schöner als des Gouverneurs Frau in Dawson.“

„Du bist auch das Abbild einer Schönheit“, sagte Nic zornig. Percy setzte sich neben ihn und zog eine Whiskyflasche aus der Felttasche. „Das haben wir gründlich besorgt, कम, können es brauchen“, sagte er. „Sie reichlich trinken, seiend die Flasche und schworen bei allen Göttern und bei ihren Hunden, daß die Sache gegeben waren.“

„Es lag nur daran, daß dein Boot größer war als mein Boot“, sagte Nic. „Morgen machen wir es zusammen.“ Sie schworen, daß sie von nun an ihre Interessen gemeinsam machen würden und nannten sich Brüder, ehe sie in die Schlafsäcke krochen.

Sie waren sechshundert Meilen von Dawson und hatten die Boote Proviant genug für die Reise. Dörrfleisch und Elchfleisch und Speck. Das Polarlicht spannte weit im Norden seinen leuchtenden Bogen, ein Hund knurrte im Schlaf. Die Gruppe neben den Feuern in ihren Schlaftüchchen. Unten donnerte der Fluß, das Eis schlug polternd seine Schollen gegeneinander.

Kleinwagen-Elegie

Mensch, nun kannte dir ein Auto koofton schon for tausend und zwolwundt Eio, die wo richtig üf vier Räder loofen — ; und denn jiltste doch als knorka Freia!

So mit siebzich durch die Fejend tausend zähltste noch heut und als Mann zu die oban Fimfmalhundatdtausend, und die Mähensn schawn dir freundlich an!

Leedstn n Taler tädlich dir zurücke, haste det in eenen Jahr jeshafft — Und denn fährste in det Ehejüde sozusaren mit die cijne Kraft!

Aber wo — und det is hier die Frare! nimnste die drei Emm tädlichlich her? Biste dazu nimal in die Lare, biste Neesse mit den Kraftwackr — —

Ob der Motor hinten oda vorn is, det is midd passend wöllich schurz. Wat im Oage mir der beese Dorn is, is der Wedsel — und die Sicht is kurz —

Fehl dir da mit eenemal der Zasto, is et Schlaß mit die feschwindichtit — ; Jestan noch een Könich üf n Pflasto, schwörste morjen n Offenbarusch!

Benedikt

Allen „Gehintrusts“ zum Trotz ist der kleine unabhängige Denker heute in Amerika tätiger denn je zuvor. Zur Zeit ist er damit beschäftigt, die Währungsprobleme der Vereinigten Staaten jedermann, der geneigt ist zuzuhören, eindringlich zu erklären. Er findet die finanziellen Sorgen der Nation von den seinen nicht allzu verschieden und erblickt in Onkel Sam nicht mehr einen stolzen, schweisgamen alten Herrn, der Ratschläge naseweiser Klobitzte entriestet ablehnt, sondern einen in Not geratenen Verwandten, der ärgerlich seine Taschen durchstöbert, um herauszubekommen, wohin denn, zum Donnerwetter, die letzten zehn Millionen verschwunden sind, und für jeden Ratschlag dankbar ist.

„Dieses ganze Heimweh nach dem entschundenen Goldstandard“, erklärte mir jüngst Herr Milfred nach Tisch, „ist nichts als Sentimentalität. Der Preis des Goldes mag noch so hoch ansteigen, aber sein innerer Wert bleibt doch stets gleich. Man kann es nicht essen, man kann es nicht als Brennmaterial verwenden . . . kurz und gut, es ist zu nicht viel mehr als zu Zwecken des Zahnersatzes gut . . . Wenn die Herstellung von Goldkronen für die amerikanische Volkswirtschaft von solcher Bedeutung wäre wie etwa der Ackerbau, nun dann hätte der Goldstandard seinen guten Sinn. Was Amerika braucht, ist eine Währung, die auf etwas Nützlichem aufgebaut ist, wie zum Beispiel . . .“

„Aspirin?“, schlug meine Frau vor.

Herr Milfred war von diesem Beispiel nicht ganz befriedigt. „Nun gut“, räumte er widerstrebend ein. „Nehmen wir zum Bei-

spiel Aspirin. Nach Aspirin besteht eine ständige Nachfrage, die im umgekehrten Verhältnis zum Gedeihen der Wirtschaft steht. In Zeiten der Krise gibt es mehr Kopfschmerz, und der Wert des Aspirin-

dollars würde automatisch steigen. Auf solche Weise kämen wir zu einer Währungsstabilisierung ohne Inflation.“

„Ich verstehe nicht, warum man überhaupt so viel Aufhebens mit der Inflation macht“, sagte meine Frau naiv. „Warum sollte die Regierung nicht einfach mehr Geld prägen, wenn es knapp wird. Es ist doch schließlich ihr Münzamt.“

„Jeder Dollar muß irgendeine Deckung haben“, belehrte sie väterlich Herr Milfred. „Die Volkswirtschaft ist auf dem Gesetz von Angebot und Nachfrage aufgebaut, und das Geld ist lediglich ein Symbol, das wir der Bequemlichkeit halber gewählt haben. Nehmen wir ein praktisches Beispiel . . . Nehmen wir etwa an, daß Peter Zapfel eine Kuh hat . . .“

Ich seufzte erleichtert auf. Nun waren wir wiederum auf vertrautem Boden. Schließlich und endlich laufen alle Vorträge über volkswirtschaftliche Grundsätze auf Peter Zapfel und seine allgegenwärtige Kuh hinaus. Er ist das alte, verlässliche praktische Beispiel. Sobald jemand zu einer Erklärung des Gesetzes von Angebot und Nachfrage ausholt, kann man Peter Zapfel hinter den Kulissen auf sein Stichwort warten sehen, um mit seiner Kuh aufzutreten. Es ist auf keinen Fall Friedrich Friese mit einem Mutterschwein oder Lia Lutti mit einem Zwergginscher, sondern stets Peter Zapfel mit seiner Kuh. Die Volkswirtschaftler scheinen besonders phantasiereiche Leute zu sein.

„Peter Zapfel hat also eine Kuh“, fuhr Herr Milfred fort. „Sie haben keine Kuh, wollen aber eine haben . . .“

„Da sind Sie aber entschieden an der falschen Adresse“, unterbrach ihn meine Frau, „Ich trage nach einer Kuh nicht das geringste Verlangen, und so ein Tier kommt mir auf keinen Fall ins Haus.“

„Wir nehmen ja nur an, daß Sie eine Kuh haben wollen“, belehrte sie Herr Milfred mit sanfter Stimme. „Nehmen wir also an, daß Sie eine Kuh brauchen und daß die einzige Ware, die Sie ihm zum Tausch geben können, Spitzen sind . . .“

„Wofür halten Sie mich?“ fragte meine Frau.

„Doch Peter Zapfel braucht keine Spitzen“, setzte Herr Milfred unbeirrt fort. „Peter Zapfel will Tabak haben.“

„So ein alter Querkopf“, nickte sie verständnisvoll. „Ich kenne diese Art von Männern.“

„Da Sie keinen Tabak haben“, setzte der Volkswirtschaftslehrer fort, „bieten Sie Peter Zapfel etwas an, was ebensogut ist — das heißt, womit er sich Tabak beschaffen kann. So entsteht das Geld.“

„Sie meinen wohl: So wird es unnützlich ausgegeben“, verbesserte meine Frau verständlicher. „Ich verstehe ich vollkommen. Aber was ich nicht verstehe, ist, warum ich heute diesem scheußlichen Peter Zapfel mehr für seine Kuh bezahlen muß als zum Beispiel im Jahre 1929. Die Kuh ist nicht besser geworden: sie wird von Jahr zu Jahr älter.“

„Das kommt daher, weil die Kaufkraft des Dollars nicht ebenso beständig geblieben ist wie die Kuh“, sagte Milfred. Er nahm ein abgegrabenes Streichholz zur Hand und zeichnete damit ein großes Rechteck auf unser sauberes Tischcloth. „Ich will Ihnen eine praktische Erklärung in Schwarz und Weiß geben.“ Dann stützte er sich auf seine Ellbogen und setzte eine graphische Darstellung des ganzen Geldsystems in Szene. Die Likörfflasche, die Kaffeetassen und die Trinkgläser wurden hin und her geschoben und gezogen, und in dem kleinen Drama „Abschied vom Goldstandard“ Hauptrollen zu spielen.

Mit Hilfe einiger weiterer abgegrabener Streichhölzer skizzierte Herr Milfred ein verwickeltes Diagramm — es sah wie der Querschnitt durch eine Torte mit verschiedenen dicken Schichten aus —, um uns

(Schluß auf Seite 10)

Ein Mensch . . .

XV

Ein Mensch spürt oft noch, als Vermädntnis Von seinem früheren Gedächtnis, Begriffe, nicht mehr zu umschreiben, In Hüne losgerissen treiben. Und kann sie nicht mehr richtig treffen In ihnen zugehörige Schriften, Aus denen er sie einst gelesen, Als flare, wesentliche Wesen. Fremdkörper ist das Fremdwort jetzt, Es ist sich langsam ganz zersetzt. Vereinfacht, sich und ihm zur Qual, Schwinnt eine tote Jahreszahl, Die einst historischen Wert besaßen, Hilflös hinunter ins Vergessen. In mildem Altersmondenschein Gibt schließlich sich der Mensch darin. Die Weisheit wird ihm jetzt zur Last: „Wer viel vergißt, hat viel gewußt!“

Eugen Roth

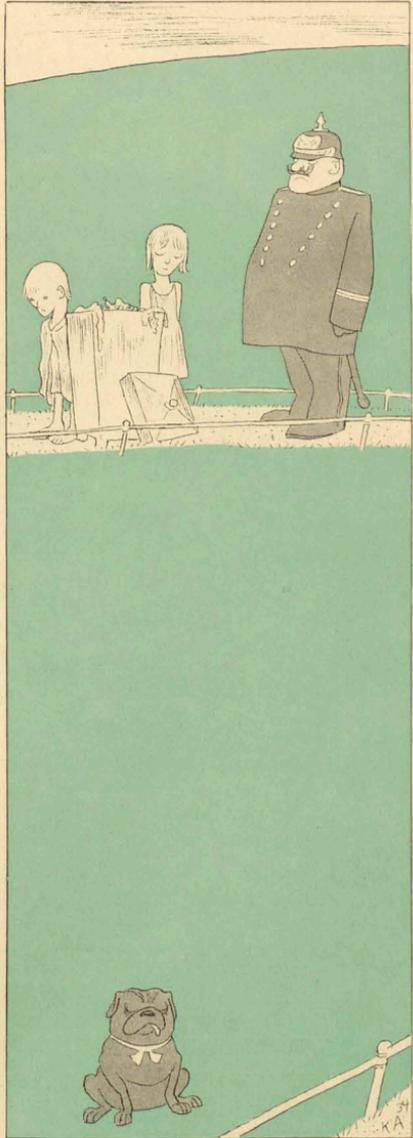
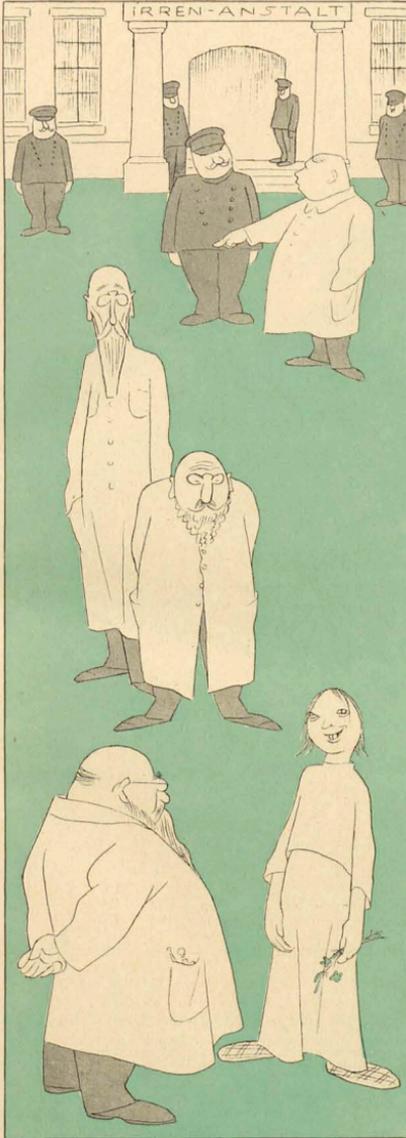
Der stille Teilhaber



„Den jan'n Abend spendiert er dir bloß 'n Kaffee, und sowat nennste 'n Dschäntelmänn?“ — „Wie soll er denn spendier'n, wenn ick bloß 'ne Mark mitbringe?“

Humanität von gestern

(Karl Arnold)



„Die Steine aus der Wiese! Die Schizophrene könnte beim Hinfallen Schaden nehmen!“

„Wollt ihr wohl die Mülltonne in Ruhe lassen!“

Heidefrühling



„Lust har ick schon, nochmal to heiraten, awer een Jungen mutt et sien – nich öwer sechzig!“

(Schluß von Seite 8)

die Mark, das Pfund, den Franken und den Yen in ihren Beziehungen zum Dollar zu zeigen. Als er auch die Wirkungen einer etwaigen Streichung der Kriegsschulden darstellen wollte, versagten die abgebrannten Streichhölzer, und er mußte sich zu diesem Zweck eines Bleistifts bedienen.

Als er fertig war, glich unser bestes Tischtuch einer Kreuzung zwischen einem griechischen Palimpsest und der rechten Wand einer öffentlichen Fernsprecherzelle. Aber wir hatten eine vollständige Erklärung der Finanzpolitik der Vereinigten Staaten vor uns. Ich wünschte, ich könnte mich ihrer erinnern! Unglückseligerweise

wurde das Tischtuch schon tags darauf in die Wäsche geschickt, ohne daß ich Zeit gehabt hätte, seine Beschriftung auswendig zu lernen. Aber nicht nur das Tischtuch, sondern auch die Finanzpolitik der Vereinigten Staaten wurde am nächsten Tag ausgewechselt. Ich tröstete mich daher.

Aber ich bin der Meinung, daß die Delegierten der nächsten Wirtschaftskonferenz unbedingt Tischtücher, oder zumindest kleine Dessertservietten zur Verfügung haben sollten. Denn wie kann sich ein Sachverständiger als wirklicher Sachverständiger erweisen, wenn er nichts als nacktes Mahagoniholz vor sich hat?

Lieber Simplicissimus!

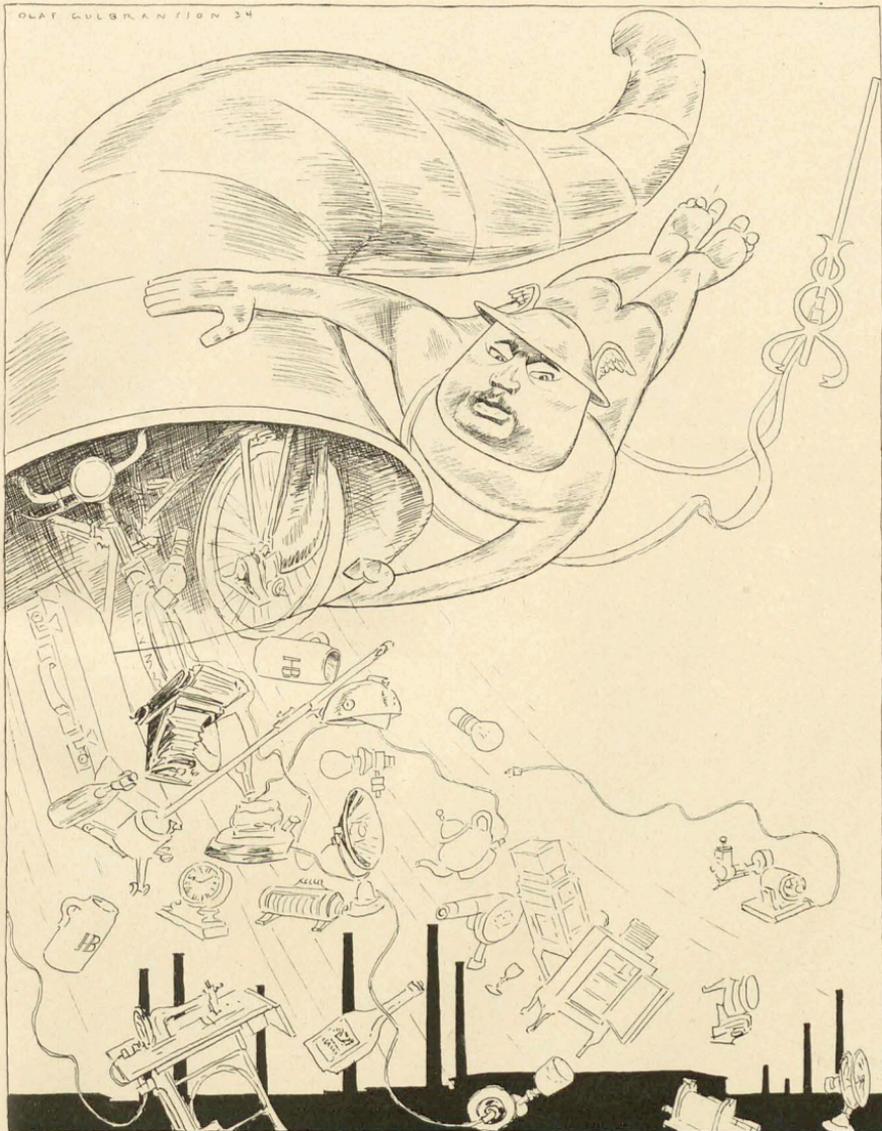
Hanje, ein biederer Bauersmann aus dem Westerwald, ist bei Verwandten in Köln zu Besuch. Um ihn zu erfreuen, haben sie ihm eine Theaterkarte geschenkt. Aber lange vor Beendigung des Schauspiels kehrt Hanje wieder zu seinen Verwandten zurück.

Ob es ihm denn nicht gefallen habe, fragen sie besorgt.

„Och“, meint Hanje, „da woren immer die selwe Lück op de Bühn, un die han immer von Sache jequatscht, die jingen mich nix an. Un da hab ick mir jedacht, jeht besser wieder heim . . .“

Der billige Jakob droht!

(Olaf Gulbranson)



„Europäer, macht euch keine Arbeitsbeschaffungssorgen! Ich liefere alles zum halben Preis!“

Im Anfang war die Tat

(Wilhelm Schulz)



„Wat sachte, die Stadt Berlin is Pate jeworn bei der Lene ihrem Dritten?! Na, da wer ick aberst Dampf druff setzen; von die Lene laß ick mir nich lumpen!“